Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 15

Artikel: Die Wasserhosen
Autor: Pfister, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Max Pfister

DIE WASSERHOSEN

Wie selten doch sind wir uns der Unendlichkeit, unter der wir leben, bewusst. Die Wolken und Tagesereignisse ziehen daran vorüber und wir sind an ihrem kleinen Spiele befangen und achten das Eigentliche kaum. Bis vielleicht einmal Abendwolken, unendlich fern, oder ein kleines Begebnis am Wege, den Schleier zerreisst und den Blick öffnet in jene Bezirke, die doch stets unsere Heimat sind. Man sagt dann wohl «wie schön» oder «so ein Zufall» und zieht sich beruhigt wieder in seine improvisierte Welt zurück.

Ich weiss nicht warum, aber wenn ich daran denke, kommt mir immer und immer wieder die Geschichte von Heiner Frymann und den Wasserhosen in den Sinn, dieses Begebnis, das sich in der Wirklichkeit — wie wir so sagen — scheinbar wiederholt. Es ist, als ob es mich durch sein stetes Erscheinen zwingen möchte, es endlich festzuhalten. So sei dies nun hier einmal versucht.

Da in Richterswil für das Zürichsee-Heimatbuch, das ich damals in Arbeit hatte, Aufnahmen zu machen waren, musste ich von Zürich weg den Bummler benützen. Aber dies war mir eben recht, an diesem sonnigen Tag. Wie lange doch hatte ich fern vom heimatlichen See verbracht, in den unendlichen flachen Landen, wo nicht einmal Hügel, nur struppige Kiefern gegen den Himmel stehen. Jugendliche Sehnsucht, die das Kleine zu fliehen vorgab, glaubte ihr Ziel in grossen Städten zu finden und in fremdem Leben. Aber die Städte mit ihren weiten Alleen, Kathedralen und Schlössern sackten rauchend und modernd zusammen und das Leben dort war nur ein grauer Alltag, in dem der Fremde allein und heimatlos stand. So leuchtete die Heimat, als sie dem müden Flüchtling hinter endlosen staubigen Strassen wieder erschien, im stillen Glanze der Geborgenheit neu.

Ihrem Inbilde galt nun seit einigen Wochen mein Bemühen in Archiven und Bibliotheken. Und als nun bei meiner ersten Fahrt an den See ein so lichter, sonniger Tag vor meinem Wagenfenster ausgebreitet lag, fühlte ich mich gleich einem Genesenden, der das neue Leben inniger empfindet, weil ihn stets ein schmaler Abstand davon noch trennt.

So sehr umfing mich der sanfte Zauber von Sonne und Licht, als der Zug aus dem Dunkel des Engener Tunnels hallte, dass ich kaum bemerkte, wie in Wollishofen sich einer mir gegenüber hockte. Doch er nahm mich, es war ein Unteroffizier, gleich in geheimnisvoller Weise gefangen, ich wusste nicht wie, als er nun schweigend durch das Fenster hinaus sah. Ich dachte erst, er hätte auf dem See draussen etwas Bestimmtes erblickt und versuchte, es ebenfalls zu erkennen. Aber ich bemerkte bald, dass sein Blick im Ungewissen einer Schwermut hing, wie sie zuweilen gleich Wolkenschatten auch an sonnigen Tagen über uns zieht.

Sollte ein Gespräch über Wetter und Land ihn daraus verscheuchen? Ich versuchte es und dachte dann wieder, als nur eine stume Antwort kam, ich hätte kein Recht, mich derart in fremdes Seelengeschehen zu mischen. Da war ich erstaunt, als nach meiner Entschuldigung, ich sei halt viele Jahre fern gewesen, das Interesse meines Gegenübers jäh erwachte und sich mir zuwandte: «Sie sind im Ausland gewesen?»

Bald fanden wir uns mitten im hin- und hergehenden Gespräch. Er gestand mir seine Sehnsucht, fort und hinaus zu können aus der heimatlichen Enge und ich versuchte — wohl umsonst — durch das Berichten meiner Erlebnisse, das Fremde von einem falschen Glanze des Wunderbaren zu entkleiden.

Immerhin, er möge ziehen, sagte ich ihm. Unschätzbarer als freundliche seien meist dunkle Erfahrungen; erst durch jene Schattenseiten gewinne das Licht den vollen Glanz. Und — fügte ich noch bei — vielleicht führe der Weg zu sich selbst in der Tat erst auf den langen Dornenpfad der Flucht.

Ein langes Schweigen gähnte nach diesen Worten zwischen uns. Jeder mochte wohl den Gedanken auf seine Weise weiterspinnen. Es wurde auch gleich offenbar, als der junge Unteroffizier das Gespräch wieder aufnahm.

Dies, wegen der Flucht, sei wohl auch verschieden, je nach dem. Der eine könne Wege gehen, die dem andern versperrt seien. Dieser werde sich selber untreu und das bedeute Tod und Schlimmeres: Erstarrung. «Hier sind wohl, wie so oft, die entscheidenden Nuancen millimeterklein und ungeheuer schwierig ist es, das rechte Tun zu er-

horchen. Da spielt dann Natur und alles, was in und um uns liegt, Schicksal und Verdienst und Schuld ist kaum mehr auszumachen.»

Ich hatte hierauf wohl meinen Reisegefährten erstaunt angeblickt.

So fuhr er fort: «Sie fragen vielleicht, wie dies zu verstehen sei. Nun, so einfach ist es nicht zu sagen.» Seine Blicke verloren sich wieder über den See im Ungewissen. In sein Schweigen skandierte der Zug sein unkümmert Lied.

Dann sagte er langsam, so, als käme es von unendlich weit und der Blick hing stets noch draussen, unverwandt:

«Dort unten — geht — ein Schiff. Es kommt — ja wohl — von Zürich — her.»

Die Räder sangen fort und fort und fort.

«Die Ruderknechte wiegen sich im Takt. Dort, ein Junger, Grosser, sitzt darin; ach ja, in blauweisser Montur, wie man sie vor zweihundert Jahren trug.»

«Nun», damit hatte mein Gegenüber sich plötzlich aus der Ferne mir zugewandt, «nun — sieht man es nicht mehr. Unser Schiff ist in Wädenswil gelandet. — Heiner Frymann springt an Land und schreitet durch die Dorfgasse dem Gasthof zum ‚Löwen' zu.»

Ein blosses Phantasiespiel hatte ich im letzten Satze ja wohl vermutet, trotzdem mir das geheimnisvoll ernste Gesicht meines Reisegefährten dies hätte verbieten sollen. Er mochte dies ahnen und sagte schnell:

«Nein, nein! Kommen Sie, wir wollen ihm folgen. Vielleicht verrät er uns sein Geheimnis. Was sind schon zweihundert Jahre vor der Ewigkeit? Gleich heute.»

Nun also drückt Heiner die Türklinke. Das Gemurmel, Geplauder, Gelächter, das — wie der wolkige Tabaksrauch — die Wirtsstube füllt bis zur schwarzen Decke hinauf, steht jetzt still, einen Atemzug lang. Eine Brise kommt mit hinein, zieht den Qualm in kleinen Wirbeln mit fort und versickert müd dann zwischen Stühlen und Tischen.

«Oho, Herr Unteroffizier» — «Auch wieder im Land» — «Grüss dich, Heiner» — «Hieher, Wachtmeister», so macht es bunt durcheinander und man rückt zur Seite. Er aber, in seiner blau-weissen Montur, schreitet mit flüchtigem Grüssen an allen vorbei und hockt sich schwer an einen leeren Tisch. Die vielen Augen folgen ihm stumm; eine leise Frage wird laut, hier und dort, und verstummt dann wieder. Vielleicht würde bei einem andern ein Scherzwort hinüberfliegen. Bei Heiner nicht. Unbekümmert weiter zu plaudern, das geht nicht. So ist man froh, als der Ruedi, sein bester Freund, hinüber rückt und mit ihm leise zu sprechen beginnt.

«Haben dich also doch nicht genommen, in Zürich unten?» Heiner zieht den Mund, verächtlich, schief, wegwerfend winkend mit der Hand. Die Bank knarrt leise unter ihnen; dann sagt hinten jemand gedämpft «Schellenkönig» und es ist wieder still.

Aber jetzt auf einmal Heiner, jäh: «Weisst du, was er gesagt hat, der Herr Obrist, als ich endlich vorgelassen wurde?» Heiner schürzt, den andern nachäffend, vornehm die Lippen, stützt den linken Arm gewinkelt, grossartig, am Tischrand auf:

«Also, Offizier werden willst du, Fischerheini? Das ist wohl ein Fastnachtsscherz! Bleib bei deinen Fischen und überlass das Kommandieren uns, in der Stadt.»

Die Männer haben sich alle umgewandt, wie Heiner zu erzählen beginnt und nun grollt es durcheinander: «Natürlich, das sieht ihnen gleich» — «Stadtgesindel» — «Die eingebildeten Tröpfe».

«Und wisst ihr», wendet sich Heiner nun an alle, «was er mir noch gesagt hat?‚Du kommst doch aus Wädenswil, Fischerheini. Wädenswiler können wir als Offiziere sowieso nicht brauchen. Die wollen immer die Herren spielen bevor sie gehorchen können.'»

Im Stimmengewoge der Entrüstung, das nun auf- und abschwillt, stösst Heiner, nachdem er sein Glas in einem Zuge geleert , den Freund in die Seite: «Komm, wir gehen hinaus.»

Sie schreiten, der grosse Soldat und der rundliche Hofbauernsohn, die Gasse zwischen den rotweissen Riegelhäusern hinab, freundlich begrüsst und von manchem wohlgefälligen Blick begleitet. Denn Heiner und sein offenes, bestimmtes Wesen gelten etwas im Dorf. So jung er ist: man hört auf seinen Rat und dieses Ansehen hat er sich nicht zu erschleichen oder im Wirtshaus zu erkaufen gehabt. Und er missbraucht es auch nicht; es ist ihm Verpflichtung, der Gemeinschaft, in die er hineingeboren ist, zu dienen. Diese Gemeinschaft aber hört ihm nicht beim Dorfvetter auf. Sie ist grösser, weit wie der Ausblick auf den See, der sich ihnen nun bietet, wie sie aus der Dorfgasse hinaus auf den grossen freien Platz der Haab hinausschreiten.

Ein Sturmvogel hätte man sein mögen — schauen Sie, wie jener dort! — um aufjauchzend hinauszufliegen über das schaukelnde Dukatensilber der

Wellen hinweg, weit, weit hinaus, wo nur noch Wasser und Himmel ist. Wie bräutlich liegt die Seefläche, und dort, im leichten Dunstschleier, das Gegenufer da. Und leise klatschen und flotschen zu Füssen die Wellen an den vertäuten Gransen. Weite ist hier, die sich doch nicht verliert, sondern gehalten wird von traulicher Nähe und dies alles ist Heimat, Zürichsee-Heimat, und hier zu wirken mit seinen Kräften, ist man nicht dazu da?

Ja, wenn man es ihm nicht verwehrte! Unmutig fliegt ein Stein ins Wasser und zieht unbekümmert einen wachsenden Kreis über die kleinen tanzenden Wellen hinweg.

«Komm, Ruedi, komm. Ich muss etwas tun. Wir fahren zur Mühlenen hinauf. Da bist du dann schneller daheim.» Heiner springt ins Boot und löst das Tau vom Ring.

Als sie nun am Horn vorbeigleiten, Heiner schweigsam, eckig wippend vor- und rückwärts mit gekreuzten Rudern, Ruedi bequem hingelagert vorn, ziehen ihnen immer dichtere Wolkenreihen entgegen von den Bergen, die unheimlich näher kommen. Sind die glitzernden Silberblumen der Wellen bisweilen nur kurz erloschen und bald wieder aufgeblüht, so ersterben sie nun immer mehr in den langen Schatten.

«Föhn», sagt Ruedi, und Heiner: «Ja, schau nur, wie die Wellen schon ziehen.»

Lange Kolonnen kommen von der Ufenau herab und fliehen hastig an ihnen vorbei. Und jetzt kommt auch, mit prall gespanntem Segel, dort oben ein Nachen mit. Heiner hält inne und blickt ihm lange nach, wendet sich dann seufzend zu Ruedi um:

«Mit ihm sollte man ziehen können, hinab, die Limmat, die Aare, den Rhein bis ins Meer, wo alles weiter und die Menschen grösser sind.» Er legt sich wieder ins Riemenzeug.

«Glaubst du, dass die Menschen anderswo anders sind? Sind sie nicht überall gleich?»

«Mein Lieber», Heiner lässt den Gransen eine Weile treiben, «das ist so eine allgemeine Redensart. Eine Weide bleibt natürlich eine Weide, aber sie wächst anders, wenn sie auf freiem Platz am Ufer statt eingeengt im Bachtobel steht.» Und selbst, wenn es das nicht sei, in der Fremde gelte man als Fremder und da entscheide allein die Tüchtigkeit.

«Du sprichst, als ob du dem Zürichsee Valet sagen wolltest.»

«Vielleicht will ich das auch.» Hart und rasch ist es gekommen und dann, als sei Heiner froh, ablenken zu können: «Wollen wir hier an Land? Wir setzen uns noch etwas auf jenes Mäuerchen dort.»

Er wendet mit einem kraftvollen Schlag das Schiff nach rechts. Sie gleiten längs nun der anstürmenden Wellenfronten, die nun aber zerbrochen werden von andern, die — merkwürdig — von der Seite kommen. Das Schiff schaukelt hin und her. Doch bald laufen sie unter dunklem Ufergebüsch bei einem kleinen Strandplatz auf. Heiner springt behend ab und zieht den Gransen an Land.

«Sag'», beginnt Ruedi zögernd, als sie auf dem Ufermäuerlein hocken, die Beine über den aufschlagenden Wellen baumelnd, «sag', was sprichst du von . . .»

«Ich muss es dir einmal sagen», fällt Heiner ins Wort, «meinem besten Freund. Oft habe ich in letzter Zeit an fremden Kriegsdienst gedacht, noch unschlüssig stets, doch heute . . .»

«Nein, sag' nicht, du seiest heute entschlossen, Heiner, ich bitte dich», ruft sein Freund. «Aus deinem Aerger heraus darfst du dir so nicht deine Zukunft verbauen!»

«Verbauen? Ich baue sie mir! Es ist gut überlegt. Der Hauptmann Bühler von drüben» — er deutet mit dem Kinn über den See — «hat mir von seinen Diensten erzählt. Ohne seine schwere Verwundung wäre er als Hauptmann nicht heimgekommen.»

ANEKDOTE

Gesammelt von Grete Schoeppl

Die unerschwinglichen Bilder

Lovis Corinth, der ostpreussische Maler, war ein eifriger Sammler zeitgenössischer Gemälde, von denen die Wände seines Ateliers bis zur Decke hinauf bedeckt waren. Ein Besucher, der voll Staunen die riesige Sammlung betrachtet hatte, drückte schliesslich Corinth seine Verwunderung darüber aus, dass von Corinth selbst innerhalb der Sammlung kein Bild hänge.

«Warum, Meister?» fragte er ihn.

«Ja», gab der zur Antwort, «meine eigenen Bilder, die sind mir zu teuer, die kann ich nicht sammeln, die verkaufe ich. Nein, nein, das kann ich mir nicht leisten!»

«Du weisst, nächstes Jahr brauchen wir einen neuen Untervogt, und wir denken alle an dich. Hier, unter uns, ist dein Platz. Hier giltst du etwas. Draussen bist du nur einer von vielen.» Er verkrümmelt eine Handvoll Erde und lässt sie langsam zu Boden rinnen.

Mit einem Ruck ist Heiner aufgestanden, streicht seine blaue Uniformhose glatt und schreitet hin und her, schweigend, gesenkten Haupts.

«Ich begreife, dass du, als Bauer, mich kaum verstehen kannst. Aber siehst du, ich liebe den Dienst, weil hier alles so klar ist. Hier gibt es nur ein Ja oder Nein und nichts dazwischen. Man kennt den Einsatz und erfüllt ihn wortlos. Du meinst vielleicht, es sei nur Ehrgeiz. Nein! Aber ich möchte einmal in den Welthändeln nicht nur Zuschauer sein, sondern dabei, und einmal den vollen Einsatz leisten.»

«Aber nicht für die Heimat!»

«Das ist es ja, und darum auch fällt es mir schwer. Aber wenn mich die Heimat nicht will!»

«Wir wollten dich nicht?»

«Du missverstehst mich. Ihr schon. Doch wie soll ich dir das erklären?» Heiner ist stillgestanden und reckt mit seinen langen Armen zum Nussbaum empor, der neben ihnen steht. Er knickt ein Zweiglein mit grüner Frucht und schält die braune Nuss heraus.

«Siehst du, hier drin ruht ein künftiger Nussbaum. Steckst du die Frucht in ein Blumenkistchen, in dem Rosen und Rosmarin wohl gedeihen, so wird das wachsende Bäumlein zugrunde gehen. Nur ins Freie gepflanzt, kann es zum Baume werden und Früchte tragen. Verstehst du, dass ich Raum zum Wachsen haben muss, wenn ich mein Wesen erfüllen will?»

«Aber gedeihen denn Pflanzen — um bei ihnen zu bleiben — wenn man sie in fremdes Erdreich versetzt? Kann ein Zürichseebub im fernen Tiefland leben? Ich könnte es nicht.»

Heiner hockt sich seufzend wieder neben Ruedi hin und trommelt langsam, gemessen, mit den Stiefelabsätzen an die Ufermauer. «Du machst mir die Wahl wieder schwer.»

Eine Böe bläst ihn aus dem Trübsinn auf. «Oho, der Föhn kommt rascher, als ich gemeint.»

Hastige Wellen überschlagen sich weiss an der Mauer und spritzen ihnen über das Knie empor. Aus der wildbewegten, unübersehbaren Wellenarmee greifen immer und immer neue Kolonnen an, unzählbare Wellenhorden aus dem Osten.

Und der Himmel hält mit. Rascher ziehen die Wolkenbäuche auf, von den Glarner Bergen im Süden, nein, auch über den Etzel von Südwesten, zerrissener, unförmiger stets, ein leckendes Ungeheuer. Schwül und schwer fällt der Wind vom Etzelhang in den See.

«Nun bläst auch der Urner Föhn, mitten in den Glarner hinein. Das wird gefährlich. Mach, dass du heimkommst, Heiner, und überschlaf deinen Aerger.»

Die beiden Männer sind aufgestanden und reichen sich die Hand. Heiner blickt strahlend auf den See hinaus und lacht jauchzend: «So gefällt er mir, Ruedi. Ich muss Widerstand fühlen, dann erst wird mir das Leben schön.»

Er steigt zum Strand hinab und umfasst, um den Gransen ins Wasser zu schieben, den Schnabel mit seinen Armen.

Doch unversehens lässt er ihn wieder hinplatschen und reckt sich hoch. «Weisst du, was ich jetzt tun werde? Ich fahre zum Hauptmann Bühler über den See. Das soll mir Klarheit geben.»

«Jetzt über den See? Das ist ja Wahnsinn!» Noch nie so erregt hat Heiner seinen ruhigen Freund gesehen. «Schon wenn der Glarner Föhn so rasch kommt. Und nun gar, wenn der Urner in die Seite fällt. Das gibt einen wahren Hexentanz.» Und nun leiser, eindringlicher: «Nein, Heiner, versprich mir, geh nicht! Du spielst mit deinem Leben.»

Doch er kennt seinen Freund und rechnet nicht damit, ihn umstimmen zu können.

Der schüttelt langsam und ernst sein Haupt und reicht nun Ruedi nochmals — fast feierlich — die Hand: «Lebwohl, Ruedi, es muss sein; ich will mir die Entscheidung erkämpfen.» Ein fester Händedruck und Heiner springt ins flotte Boot. Doch eh' er zum Stehruder greifen kann, setzt ihn eine harte Welle schon wieder ans Land.

«Du willst nicht? Du musst!» Diesmal gelingt es und bald hat er sich aus der Brandungszone herausgekämpft.

Lange steht Ruedi am Ufer und starrt dem Entschwindenden nach. Der Wind greift ihm frischer und heftiger ins Haar, presst die Zweige gegen die Bäume und legt die Wipfel schief. Wild zaust er den See, treibt klatschend Wellen und Gischt an der Mauer hoch, immer und immer wieder, dass ein feiner Sprühregen viele Schritte hinein auf die Uferwiesen fällt.

Humor in der Wissenschaft

In der Zeitschrift für «Angewandte Chemie» ist kürzlich eine humorvolle Belegstelle aus dem 1940 in neuer Auflage herausgegebenen Werke des bedeutenden deutschen Physikers Pohl, «Einführung in die Optik» zitiert worden. Pohl schrieb damals: «Die Entstehung von Braun lässt sich mit ganz einfachen Mitteln vorführen. Man beklebt eine Papierscheibe mit drei Sektoren aus farbigem Papier, und zwar etwa 60 Grad gelb, 90 Grad rot, 10 Grad schwarz und versetzt die Scheibe in rasche Rotation. Durch die Bewegung verschwinden die drei einzelnen Farben in einem einheitlichen Braun.» Diese indirekte Kritik an der nationalsozialistischen «Bewegung», welche die schwarz-rot-goldene Weimarer Republik durch den Fanatismus der Braunhemden erwürgte, wurde publiziert im Jahre der grössten äusseren Erfolge Hitlers, im Jahre 1940. w.

Das Schifflein schwankt, kleiner und kleiner, wie ein Korkzapfen auf und ab im entfesselten See, verschwindet lange ganz hinter den Wellen und taucht dann irgendwo wieder auf. Nun aber verliert es sich Ruedi ganz aus dem Blick. Er wendet sich und steigt ernst und langsam durch die Hangwiesen hoch. — —

Kühn und jauchzend, wie zu Pferd in wilder Attacke, ist Heiner hineingestossen mit seinem Boot in das widerspenstige Element. Straff, gleich Zügeln, hält er die Ruder, lässt das Schiff tanzen unter seinen Füssen und steht eigenherrlich und fest darüber. Zurückzuschauen hat er keine Zeit. Aufgepasst, die anstürmenden Wellen richtig angehen, damit sie einen nicht tückisch von der Seite überfallen. Ein schneller Blick zurück; zur Linie ist der Uferhang zusammengeschmolzen. Man ist mitten im See, ganz auf sich allein gestellt.

Verdammt, nun hätt's ihn beinah erwischt. Schnell kann der Ruderer die Sturzwelle ausbalancieren und fällt auf die Bank zurück. Jetzt wird's ernst, Heiner, was bisher nur ein kühnes Spiel. Das Schiff torkelt führerlos auf und ab. Nein, schon steht er wieder fest und greift kräftig ins Ruder.

Doch die Wellen kommen nun von allen Seiten. Wie soll man ihnen begegnen? Hoch steht und nieder klatscht das Boot. Wieder greifen die Ruder ins Leere und dann eine grosse Sturzwelle über die nassen Füsse.

Wieder auf und ab und klatsch. Man kommt nicht vorwärts, bleibt immer am selben Fleck. Der Angriff ist festgelaufen; man ist in die Verteidigung gedrängt. Etwas würgt, trocken, einen Augenblick lang, im Hals, in der Brust. Aber man ist zäh, gibt nicht nach. Nein! Ausharren, dieser Teufelstanz wird sich legen und dann wieder vorwärts.

So kämpft Heiner seinen namenlosen Kampf gegen das Element. Wird er ihn bestehen? Er ist eisern, so schnell kapituliert er nicht. Aber diese tollwütenden Wellen. Und dort kommt eine von schräg hinten heran. Nein, der Schiffer sieht sie nicht. Näher. Wenn er sich doch umwenden würde! Jetzt, jetzt, fasst sie es an, hoch schleudert das Schiff sie hinten, mitte, vorn und dreht blitzschnell es zugleich. Klatsch, schwer fällt es rücklings hin.

Wo ist Heiner? Doch nicht darunter? Nein, dort taucht zwischen den Wellen sein Kopf auf, verschwindet jetzt, kommt wassertriefend wieder hoch und schnappt gierig nach Luft. Seine Arme greifen hinaus.

Wo ist das Boot? Dort treibt es ab. Schnell dorthin! Aber die Wellen schlagen immer wieder zurück, werfen sich hinterrücks über einen, grau, schwarz, dass augenblicks die Besinnung vergeht. Aber sofort ist man wieder wach und hoch.

Wie lange geht das so auf und ab? Nein, nein, nur nicht müde sein. Schlafen? Nicht daran denken. Heute zu Hauptmann Bühler! Vorwärts. Dort ist das Boot. Was ist das? Wie ein Wirbel kommt es heran. Das Boot! Hier. — —

Hoch an den Hang hinauf ist Ruedi schon gestiegen, langsam und bedächtig mit schweren Bauernschritten gegen den harten Sturm, der den Hang hinab fällt und die Bäume schräg zerrt. Immer wieder hält er an und blickt hinaus auf den See, der unten tobt. Hat man sowas je schon gesehen? Welche Vielfalt düsterer Farben vom Schwarz bis zum Weiss der Wellenkämme, regellos durcheinander geworfen.

Doch dort, was sind das für Ringe? Wie Wirbel. Ja, es sind Wirbel und sie gehen über den See. Und dort, dort aus einem Wirbel wächst ein Kranz, höher, höher, zur Säule. Dort wieder, und wieder!

Nein — Ruedi wischt sich die Augen — nein, erträumt nicht. Wassersäulen gleich Pilzen wachsen aus dem dunklen geifernden See und flitzen

Sechstagerennen im Hallenstadion

Die andere Seite!

auf einer schmalen Zone blitzschnell ans andere Ufer.

Erstarrt schaut er hinaus. Was für eine wunderbare Erscheinung. Was hat das zu bedeuten? — Heiner, Heiner! Er ist mitten drin!

Er springt, der Ruedi, mit grossen, langen Schritten hinab, geradewegs über die Wiesen. Was kann er ändern? Gleichwohl, er muss hinab, ans Ufer, wo er Heiner zuletzt gesehen hat. — —

Das Boot, Heiner hat es erreicht, klammert sich dran und zieht sich nun langsam, mühsam, von Wellen überspritzt, in kleinen Zügen hoch auf den Rumpf und umspannt ihn. Ausruhen so und dann, wenn der Sturm nachlässt, kippen, das Boot.

Immer noch rast der See auf und ab. Aber scheint es nicht nachzulassen? Merkwürdig die Wirbel, die vorbeiziehen. Jetzt, im Hui, erfasst einer das Schiff und dreht es herum. Heiner krallt sich fest. Wieder einer! Es wirbelt ihn schneller herum. Halten, nur halten! Nichts kann geschehen, wenn man nur will, will. Er wird aushalten, eisern.

Aber dort, was ist das? Eine Säule im Wasser. Sie rast heran, da — hoch reisst und nieder schmettert ihn ungeheure Gewalt. Nacht, dunkle Ringe, hindurch, hinauf schwimmen. Licht, Wellen, der See.

Wo ist das Boot? Ueberall nur Wellen, die gegen ihn kommen und stürzen. Jetzt nur schwimmen! Wieder die Säule! Ungeheures Reissen hinauf, hinab. Dunkel ... Schwimmen, schwimmen! Jetzt — zerreisst's ihn? Dann Nacht, schwarz fallen ... fallen ... — —

Unverwandt steht Ruedi am Ufer und schaut auf den rollenden, klatschenden See hinaus. Ist dort nicht ein schwarzer Punkt? Ein Schiff, Heiner? Nein. Oder dort? Nein. Aber jetzt da drüben? Nein. Nur die Wasserwüste, leer, endlos.

Verschwunden sind die merkwürdigen Wassersäulen nun. Der Sturm scheint langsam an Gewalt zu verlieren. Die Wolkenfetzen ertrinken in einer grauen, trostlosen Wolkenmasse. Es beginnt zu regnen. Ruedi wendet sich nun eilig, Hilfe aufzubieten, nach Wädenswil zurück. Wie er dort ankommt, stehen Menschengruppen erregt beieinander und blicken auf den See hinaus. Der Regen hat nachgelassen, die Wolkendecke beginnt brüchig zu werden. Da fällt, golden, ein Sonnenstrahl hervor in die düster umwolkte Welt, auf eine kleine Stelle mitten im See.

Noch Jahrzehnte spricht man von diesen Wasserhosen Anno 1739, die man nie zuvor gesehen hat am Zürichsee und denkt dabei stets an ihr einziges Opfer, Heiner Frymann, dem sie gekommen sind. — —

Der Soldat hatte geendet.

«Dem sie gekommen waren?» wiederholte ich fragend den letzten Satz, wie der Erzähler nun wiederum schweigend auf den See hinaus starrte.

«Ja eben», sagt er. Doch zu weiterem kommt es nicht. Der Zug hielt an. Wir hatten — unbemerkt — Wädenswil schon erreicht, wo mein Gegenüber auszusteigen hatte. Rasch griff er nach seiner Mütze und reichte mir die Hand. Ich wollte ihm durch das Fenster nachblicken, aber ich sah ihn nirgends mehr.

Die Geschichte und vor allem der ungemein lebendige Vortrag des jungen Mannes hatten mich ausserordentlich beeindruckt. Von wem sie wohl stammte? Doch nicht etwa von meinem Reisegefährten selber? Aber sein lebendiges Erzählen! Er schien mit der Geschichte wie verwachsen zu sein. Vielleicht hatte er sich ein ähnliches Motiv für die heimatlichen Verhältnisse zurecht gelegt. Schon dies aber zeugte von schönem Talent.

Ich konnte der Geschichte und dem, was sie angedeutet, nicht weiter nachhängen, so sehr es mich im Innersten beschäftigte. Ich hatte nun selber auszusteigen. Und der ganze Tag war mit Wanderungen und Photographieren voll ausgefüllt.

Erst abends, als ich ins Dorf zurückgekehrt war — etwas früher, da sich eine finstere Wolkenwand heranschob — kam mir die Geschichte wieder in den Sinn. Als ich längs der Quaimauer schritt, an die Wellen klatschten und hoch aufzischten, war mir, als schaukle weit draussen das gebrechliche Schiffchen Heiner Frymanns auf und ab.

Dass mir aber die Geschichte des jungen Fischers anderntags derart wieder begegne, dies hätte ich mir allerdings nicht träumen lassen.

Auf der anderen Seeseite hatte ich den folgenden Tag hindurch weiter photographiert und sass nun abends bei einem Freunde, von dem ich noch Verschiedenes über die Vergangenheit des Sees zu erfahren hoffte.

«Ein recht ordentlicher Sturm über dem See, gestern abend», begrüsste er mich. «Der Urner und der Glarner Föhn sind sich wieder einmal stark in die Haare gefahren. Du weisst ja gewiss, dass dies im Jahre 1739 die eigenartigen Wasserhosen verursacht hat, über die Hans Frey in seiner Monographie berichtet.»

Dies wusste ich nicht. Ich horchte auf und wollte meinen Freund weiter darüber befragen, als draussen Schritte über den Kiesweg kamen und die Glocke ging.

«Es ist nur die Zeitung», sagte mein Freund. Wenn ich gestatte, werde er doch schnell einen Blick hinein tun.

«Da, siehst du!» Er reichte mir die Zeitung über den Tisch, den Daumen an einer kurzen Notiz. «Ein Unglück hat es gestern abend gegeben im Sturm.»

Ich las:

«In dem orkanartigen Sturm, der gestern über den obern Zürichsee fegte, kenterte ein Fischerboot, wobei ein Insasse ertrank. Er konnte nur als Leiche geborgen werden. Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Es handelt sich bei dem Ertrunkenen um einen jungen Fischer aus Wädenswil, namens Heiner Frymann, der eben aus dem Militärdienst zurückgekehrt war.»

Lange starrte ich wohl auf das Blatt und liess es auf die Knie sinken. Man hörte die alte Wanduhr langsam ticktacken. Dann fragte mich der Freund: «Hast du ihn gekannt?»

«Ja und nein. Gestern sass ich mit ihm zusammen.» Ich erzählte ihm die Geschichte. — —

«So hat er dir», sagte mein Freund, nachdem ich geendet, langsam, «in historischem Gewande seine eigene Geschichte erzählt. Fragt sich nur, ob es ein reiner Unglücksfall war oder ob er den Tod gesucht hat; seine Geschichte also unbewusste Vorahnung oder gedankliche Vorwegnahme des zu Geschenden war.»

«Vielleicht hat auch die erzählte Geschichte die Wirklichkeit erst nach und an sich gezogen.»

Mein Freund nickte stumm. Wir sassen schweigend im dämmernden Zimmer und jeder ging wohl andere Gedankenwege, auf die ihn seine eigenen Daseinserlebnisse wiesen. Doch mit einem begegneten sie sich wieder. Wir standen beide gleichzeitig auf und reichten uns die Hand: «Gute Nacht.» — —

Einige Wochen waren seit meinem seltsamen Erlebnis am Zürichsee vergangen. Ich hatte anderes zu tun und musste mein angefangenes Zürichsee-Buch vorerst beiseite legen. Doch immer wieder sah ich die Zürichsee-Landschaft jenes sonnigen Tages vor mir und den Soldaten Heiner Frymann, beide gleichzeitig stets und auf eine eigenartige Weise verschmolzen. Das angefangene Heimatbuch liess mir keine Ruhe. Mit schlechtem Gewissen sass ich an der anderen Arbeit, die mir die Notwendigkeit auferlegte und war froh, als ich endlich Zeit fand, meine Studien abzuschliessen, um dann an die Abfassung des Textes gehen zu können.

Im Staatsarchiv war einiges noch abzuklären. Ich liess verschiedene Urkunden, Manuale und Kirchenbücher bringen und machte mich mit grossem Fleisse ans Entziffern der alten Schriften.

Als ich das Wädenswiler Kirchenbuch in Händen hielt, da sass mir plötzlich wieder der Unteroffizier Heiner Frymann gegenüber, der mir seine eigene Geschichte damals so bildhaft und — wie sich erwies — so hintergründig auch vor Augen geführt hatte. Die Neugier hiess mich im Kirchenbuch die Jahrzahl 1739 erblättern, ob wohl zufälligerweise doch ein Opfer jenes Wirbelsturmes verzeichnet sei.

1737 — 1738 — 1739. Januar — Februar — März — April. Da! Nein, das kann nicht sein! Aber wirklich, hier steht:

«Heiner Frymann, Wachtmeister, ertrunken im See, da er sunderbarlich wild ward und veritable Wassersäulen aufgeworfen, so bislang nie jemand gesehen. Gott habe ihn selig.»

Franz Kurowski

DER GROSSE ZAUBER

Eine altgriechische Fabel

Eines Tages kam Sorkas, der reichste Obsthändler der Attischen Ebene, zu Andros, dem grossen Sterndeuter, von dem man sagte, dass er ein Magier sei.

«Höre, grosser Meister», sagte er nach der Begrüssung, «ich habe in dem Fremdling aus Kreta einen grossen Widersacher bekommen, den ich gern aus dem Weg geräumt hätte.» Er sah den Magier an und als der schwieg fuhr er fort: «Soll ich ihn durch einen gedungenen Meuchler aus dem Wege schaffen lassen?» Der Magier lächelte.

«So könntest du wohl deinen Gegner töten, doch sein Wohlstand bliebe den Erben erhalten, die —